

Rezension zu: Mark M. Freed: Robert Musil and the NonModern. New York: Continuum 2011. ISBN: 978-1-4411-2251-3. 177 S., ca. € 24, 99.

von David Wachter (Cambridge/UK)

Zweifellos lädt Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* mit seiner essayistischen Verbindung von Reflexion und Narration wie kaum ein anderer Roman des 20. Jahrhunderts zu theoretischen Lektüren ein. So haben literaturwissenschaftliche wie philosophische Deutungen kontrovers die Frage verhandelt, ob der Text mit seinen Variationen über eine „Auflösung des anthropozentrischen Verhaltens“, mit seiner offenen Einstellung zu gesellschaftlicher Pluralität und mit seiner präzisen, zugleich rationalitätskritisch-ironischen Poetik des ‚Dazwischen‘ als spezifisch modern oder im Gegenteil als Vorläufer einer postmodernen Weltansicht gedeutet werden sollte. In diesem umkämpften Areal hat nun der amerikanische Literaturtheoretiker Mark M. Freed von der Central Michigan University eine – wie er selbst das wohl nennen würde – „Intervention“ unternommen. Sie orientiert sich an dem etwas überraschenden, in der Musil-Forschung bislang m. W. noch nicht verwendeten Konzept des „NonModern“. Als Alternative zum fragwürdigen Begriffsdualismus modern – postmodern gewählt, bildet das Konzept den Dreh- und Angelpunkt in Freeds Vorhaben, den *Mann ohne Eigenschaften* und „his performance of *Essayismus* as a discursive space and discursive strategy“ (3f.) als „intervention into the philosophical discourse of Modernity *en marge*“ (6) zu lesen. Was ist darunter zu verstehen?

In expliziter Anlehnung an Jürgen Habermas, Jean-François Lyotard und Bruno Latour begreift Freed die philosophische Moderne (und mit ihr unausgesprochen die Moderne insgesamt) als lineares, einer eindeutigen Entwicklungslogik folgendes „Projekt“. Wie er an zahlreichen Stellen in *Robert Musil and the NonModern* ausführt, habe Habermas in seiner einflussreichen Studie *Der philosophische Diskurs der Moderne* die rationalistische Grundtendenz einer Aufklärung nachgewiesen, die von Descartes‘ Cogito über Kants immanente Vernunftkritik bis zu Hegels Dialektik reiche und zur Ausdifferenzierung autonomer, voneinander isolierter Gesellschaftsbereiche (Moral, Recht, Wissenschaft, Kunst) geführt habe. In gleichem Maße beruft sich Freed auf Lyotards Kritik gegen Idealismus und Sozialismus als Großzählungen einer auf Totalisierung angelegten Moderne, sowie auf Latours Unterscheidung

zwischen einer rigiden „purification (5), mit welcher die wissenschaftlich-technische Moderne zwischen Natur und Kultur zu trennen versuche, und einer auswuchernden „mediation“ (5), mit der sie zugleich in immer größerem Ausmaß ‚monströse‘ Hybride (etwa gentechnisch veränderten Mais) herstelle. Den *Mann ohne Eigenschaften*, aber auch Musils Essays wie „Das hilflose Europa“ oder „Der deutsche Mensch als Symptom“ liest Freed als Auseinandersetzung mit dieser philosophischen Moderne aus einer Randposition heraus („en marge“) – und zugleich als ‚nichtmodernen‘ Zugang, mit dem Musils Essayismus als Denkhaltung der problematischen Alternative zwischen Habermas‘ modernem Versöhnungsprojekt einer kommunikativen Vernunft und Lyotards postmodernem Beharren auf einer Pluralität divergenter Rationalitätsformen entgehe.

Dieses ehrgeizige Theorieprojekt verfolgt Freed in mehreren Kapiteln, die jeweils unterschiedliche Konstellationen zwischen Musil und anderen Denkern im Spannungsfeld von „postmodern“ und „nonmodern“ zu beleuchten versuchen. Sein Parcours beginnt mit einer vergleichenden Analyse zu Habermas‘ und Lyotards Sicht auf die philosophische Moderne sowie zu Bruno Latours Bestreben, den ungelösten Dilemmata einer Dialektik der Aufklärung durch eine „operation of nonmodern de-reification“ (30) zu entgehen. Dieses Kapitel kommt weitgehend ohne Bezug auf Musil aus; nur der Schlussabsatz weist en passant darauf hin, dass *Der Mann ohne Eigenschaften* ein zu Latour paralleles Projekt betreibe, indem er nach Übergängen zwischen „Genauigkeit und Seele“ suche.

Es folgen Ausführungen zu Musils intellektueller Verwandtschaft mit Nietzsche. Anders als es Habermas‘ verzerrtes Nietzsche-Bild in *Der philosophische Diskurs der Moderne* behaupte, begegne dieser den Verwerfungen der Aufklärung keineswegs mit „Dionysos as reason’s absolute other“ (36), sondern habe eine „middle world“ (45) zwischen apollinischer Form und dionysischem Rausch im Sinn. Darin treffe er sich mit Musil, welcher seine „phantastische Genauigkeit“ als „discursive space between the *ratioïd* and the *nicht-ratioïd*“ (46) gegen die falsche Alternative von Positivismus und Irrationalismus in Stellung bringe. Dessen Abschied vom Cartesianischen Cogito trage, so Freeds Argument im dritten Kapitel, zugleich die Züge einer Existentialanalyse. Wie Heideggers *Sein und Zeit*, so enthülle auch Musils Roman ein zunächst verborgenes authentisches Dasein („authentic Being“, 74) und set-

ze dem „Seinesgleichen geschieht“, dem literarischen Pendant zu Heideggers „Verfallenheit im Man“, seinen Möglichkeitssinn als „concern for one’s possibilities“ (76) und den „anderen Zustand“ als „intensified experience of Being-in and Being-with“ (82) entgegen.

Nach diesen Nietzsche- und Heidegger-Exkursen geht Kapitel 4 („Order without system“) erneut auf die Totale und liest den *Mann ohne Eigenschaften* als Abschied von der philosophischen Moderne: Die subjektzentrierte Vernunft der Aufklärung werde hier durch ein „textual subject“ (95) mit Kontingenzbewusstsein und Offenheit für komplexe ethische Erfahrungen ersetzt, so dass der spezifisch moderne Dualismus zwischen Subjekt und Objekt, Verstand und Nichtverstand sowie Wissenschaft und Kunst in einem essayistischen Denken des ‚Dazwischen‘ überwunden werde. Mit Blick auf den ‚anderen Zustand‘ befragt sodann Kapitel 5 („Toward a nonmodern avant-garde“) den *Mann ohne Eigenschaften* auf das Verhältnis zwischen autonomem Erlebnis und avantgardistischer Aufhebung der Grenzen zwischen ‚anderem Zustand‘ und gesellschaftlichem ‚Normalzustand‘. Freed vertritt hier die interessante, doch unzureichend belegte These, dass die „Utopie der induktiven Gesinnung“ in den Nachlasskapiteln die ethische Sensibilität für das Besondere mit gesellschaftlichen Orientierungsbedürfnissen vermittele, indem sie soziale „Meinungen“ respektiere: „de-priviledging purification by de-reifying the distinctions between art and society, aesthetic and instrumental reason, alludes to a version of the avant-garde de-coupled from modernist intellectual practices.“ (135) Abschließend bezieht sich Kapitel 6 („Judgment without criteria“) erneut auf Lyotard. Es fragt nach dem politischen Gehalt von Musils Roman und sieht diesen in einer „adequacy of Essayismus for a politics of opinion regulated by an idea of multiplicity“ (143), wobei er die „multiplicity of particular judgments“ (140) bei Musil durch eine – zu Kant wie Lyotard analoge – regulative Idee, nämlich die reflexive Urteilskraft eines möglichkeitsoffenen Essayismus ergänzt sieht.

Mark Freeds *Robert Musil and the NonModern* stellt einige weiterführende Parallelen zwischen Musils Roman und Positionen Lyotards oder Latours her. Damit öffnet er die Musil-Forschung für theoretische Ansätze, die bislang nur selten oder überhaupt nicht zur Sprache gekommen sind. Besonders seine Ausführungen zu strukturellen Nähen von Musils „Möglichkeitssinn“ zu Latours Denken des Hybriden oder

zu Kants regulativen Ideen enthalten spannende Ansätze. Seine Theorie-Garanten kennt Freed unverkennbar gut. Gleichwohl hat die Arbeit erhebliche Schwächen. Zunächst beruht das mit großer Aufregung umkreiste Konzept des „NonModern“ auf einem fragwürdigen Referenzbegriff von „Moderne“. Diese findet sich bei Freed einerseits historisch entgrenzt (der Autor lässt sie wahlweise bei Descartes oder bereits bei Sokrates beginnen), andererseits konzeptionell verengt. Die rationalistische Aufklärung, mit der hier die Moderne als ganze gleichgesetzt wird, kennzeichnet schon deren philosophische Abteilung nur teilweise – sodass Freed unbequeme Denker wie Nietzsche, dem Habermas'schen Vorurteil folgend, in die Postmoderne verbannen muss. Die in sich widersprüchliche gesellschaftliche Wirklichkeit des 19. und 20. Jahrhunderts und die unterschiedlichen Filialen der ästhetischen Moderne, in deren Kontext Musils Roman entstanden ist, muss ein derart verengtes Konzept umso zwangsläufiger verfehlen. Urbane Lebenswelten wie literarische Strömungen oder Autoren werden denn auch konsequent übergangen, wenn von „Modernity“ die Rede ist. Würde dieser allzu einseitige Moderne-Begriff geöffnet, fiel auch die spektakuläre Stoßrichtung des „NonModern“ weg. Statt gegen den künstlich zurechtgelegten Gegner einer ausschließlich rationalistischen Moderne anzurennen, wäre es für ein erweitertes Verständnis von „Moderne“ im *Mann ohne Eigenschaften* sinnvoller, mit Michael Makropoulos den Nähen des Romans zu ästhetischen wie sozialtechnischen Strömungen der ‚klassischen Moderne‘ als ‚Kontingenzkultur‘ nachzugehen¹ – und zugleich mit Shmuel N. Eisenstadt ein Bewusstsein für „multiple modernities“, also die innere Pluralität von Modernität selbst zu entwickeln.²

Diese konzeptionelle Schwäche wird durch methodische Mängel verstärkt. Bei der Lektüre von Freeds Studie fällt auf, wie schablonenhaft über weite Strecken ein abstrakter, von Lyotard und Latour, wahlweise auch Nietzsche und Heidegger entlehnter Diskurs auf Musils Roman gestülpt wird. Bei riesigem Theorieaufwand werden kaum neue Zugänge zum *Mann ohne Eigenschaften* selbst gebahnt, weil der Text in seiner literarischen Eigenständigkeit nicht respektiert wird. Stattdessen verkommt er zum Stichwortgeber für ein Theorieprojekt, dessen Ergebnisse bereits vorab festzu-

¹ Vgl. Michael Makropoulos: *Modernität und Kontingenz*, München 1997.

² Vgl. Shmuel N. Eisenstadt: „Multiple modernities: Analyserahmen und Problemstellung“, in: Thorsten Bonacker/Andreas Reckwitz (Hrsg.): *Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2007, S. 19-45.

stehen scheinen. Mit Ausnahme einiger Überlegungen über Ulrichs ‚Urlaub vom Leben‘ oder seine Lebensexperimente mit der Schwester Agathe zieht Freeds Studie fast ausschließlich programmatische Abschnitte wie Kapitel 4 zum ‚Möglichkeitssinn‘ oder Kapitel 62 zu ‚phantastischer Genauigkeit‘ und ‚Utopie des Essayismus‘ heran und liest diese ganz ungebrochen als ‚Musils Projekt‘. So werden die Textstellen nicht in ihrer Poetik ernst genommen, sondern sofort unter vorausgesetzte Theoriegaranten subsumiert. Selten werden Befunde detailliert erarbeitet, meist werden mit radikaler Geste, doch magerer Textbasis vage Behauptungen aufgestellt. So etwa im Heidegger-Kapitel: Mit gutem Grund lassen sich strukturelle Parallelen zwischen Ulrichs ‚Urlaub vom Leben‘ und Heideggers Existenzialanalyse des ‚Man‘ aufzeigen. Freeds Untersuchung betritt hier Neuland. Doch indem sie den Roman umgehend als ‚Echo‘ (s. 83) von *Sein und Zeit* liest und exzessiv Heidegger’sches Vokabular auf den *Mann ohne Eigenschaften* appliziert, überdeckt sie sämtliche Differenzen, die bei genauerem Hinsehen zwischen ‚Möglichkeitssinn‘ und Authentizitäts-Bedürfnis, zwischen Musils Faszination für urbane Oberflächen und Heideggers Misstrauen gegen mediale Öffentlichkeiten bestehen. Dementsprechend nimmt Freed die (kultur-)soziologische Modernitätsdebatte ebenso eingeschränkt zur Kenntnis wie die philologische Forschung zum Komplex der ‚Moderne‘ bei Musil.

Dieses Problem wird durch rhetorische Defizite noch verstärkt. Geradezu penetrant herrscht ein abstrakter Jargon vor, dessen immer gleiche Formeln mit großer Geste, doch wenig konkreten Analysen wiederholt werden. Spätestens nachdem man zum zwanzigsten Mal die Floskel ‚Musil’s Essayismus as intervention into the philosophical discourse of Modernity‘ (6, 33, 138 etc.) gelesen hat, wünscht man sich weniger Theoriearroganz und mehr genaue Textlektüre. Ein Beispiel: Der aktuellen Konjunktur von Raumforschungen in den Kulturwissenschaften entsprechend wimmelt *Robert Musil and the NonModern* von topographischen Formulierungen wie ‚site‘ (143), ‚strategic intervention‘ (15) oder ‚remap the intellectual territory‘ (15), die up-to-date klingen sollen, aber inhaltlich wenig aussagen, weil sie nicht mit Blick auf Musils Roman weiter verfolgt werden. Und das Konzept des ‚NonModern‘ wird nicht bereits dadurch zur ‚thought figure‘ (so der Titel von Kapitel 1), dass es als solche bezeichnet wird.

Dergleichen Sorglosigkeit bestimmt zuletzt Freeds Umgang mit der deutschen Sprache. Einer angloamerikanischen Tradition entsprechend mag es noch angehen, dass die verwendete Literatur von Musil, Nietzsche oder Heidegger ausschließlich in englischer Übersetzung zitiert und nur an zentralen Stellen Originalterminologie – Musils „Utopie der induktiven Gesinnung“ oder Heideggers „Man“ – angeführt wird. Doch nicht einmal diese minimale Verwendung der Originalsprache geht korrekt vonstatten. Vielmehr strotzt *Robert Musil and the NonModern* nur so vor grammatikalischen und orthografischen Fehlern wie „das Sinn von Sein“ (62) oder „Einebung“ (66). Darüber hinaus mangelt es offensichtlich an der Grundkenntnis, dass Adjektive im Deutschen klein und Nomen groß geschrieben werden, „the *ratioïd*“ (46) also richtig „the *Ratioïd*“ zitiert werden müsste und der Romanprotagonist Ulrich nicht „Eigenschaftslos“ (150), sondern „eigenschaftslos“ ist. Solche Kleinigkeiten penibel zu bemängeln würde sich erübrigen – wären sie nicht bezeichnend für Freeds fahrlässigen Umgang mit seinem Gewährsmann. In konzeptioneller wie in sprachlicher Hinsicht mangelt es der Studie an jener Präzision, welche *Der Mann ohne Eigenschaften* auf nahezu jeder Seite einfordert. In der eigenen Arbeit verhielt sich Musil mehr als misstrauisch gegen verhärtete Begriffsschablonen, und mit fulminanter Ironie nimmt sein Roman nach allen Richtungen eine schlampige Sprache aufs Korn, die aus seiner Sicht auf unsauberes Denken hinweist. Ein wenig von dieser ironischen Vorsicht, dieser Empfindlichkeit gegen Jargon jedweder Art hätte auch *Robert Musil and the NonModern* gut getan. Hätte Freed sein Begriffsarsenal abgerüstet und Musils Roman mit Neugier erkundet – herausgekommen wäre vielleicht kein „discursive and cultural project of nonmodernism“ (so der Klappentext). Wohl aber hätten sich überraschende, durchaus weiterführende Bezüge von Musils Romanpoetik zu Latours oder Lyotards Denken nachweisen lassen. Auf solche bislang übersehene Nähe weist Freeds Buch mit guten Gründen, aber in schlechter Form hin.